

NEUE BÜCHER

Bedrohte Sprachwelten

David Crystal: Language Death. 21,- €. Cambridge University Press 2000

Etwa alle zwei Wochen stirbt eine Sprache, warnt der britische Linguist David Crystal in seinem neuen Buch »Language Death«. Mit jeder Reduzierung der Sprachenvielfalt verlieren wir ein Stück unserer Kultur.

Angenommen, Sie machen eine Weltreise, besuchen die entferntesten Ecken unseres Globus – und verständigen sich dabei überall in ein und derselben Sprache. Ob Alaska, Antigua oder Afrika: Sie sind stets umgeben von den gleichen Lauten und der gleichen, vertrauten Sprachmelodie wie im heimischen Supermarkt um die Ecke.

Utopie? Nein, eine zwangsläufige Entwicklung, behauptet David Crystal. Seine alarmierende These: Sprachen sterben heute in einem bisher ungekannten Tempo aus. Werden derzeit etwa 6.000 verschiedene Sprachen weltweit benutzt, so bleibt davon in den nächsten 100 Jahren wahrscheinlich nur die Hälfte übrig. Durchschnittlich alle zwei Wochen verschwindet eine Sprache aus dem täglichen Gebrauch. Allein heute gibt es 51 Sprachen mit nur noch einem Sprecher – 28 davon in Australien und viele in Afrika.

Aber auch hochentwickelte Industrieländer wie Frankreich werden vom Sprachensterben nicht verschont; Bretonisch wurde vor 100 Jahren noch von mehr als einer Million Menschen gesprochen, heute gehört es zu den bedrohten Dialekten. Geht es so weiter, wird die Weltbevölkerung in 500 Jahren in nur einer einzigen Sprache kommunizieren – in Crystals Augen »die größte Katastrophe für das Geistesleben, die die Welt je gesehen hat«.

Die Ursache für das massive Sprachensterben sieht der Autor hauptsächlich im globalen Trend zur kulturellen Anpassung. Do-

minante Kulturkreise wie der westliche, der chinesische oder der arabische drohen dabei, schwächere schlicht niederzuwalzen.

So verschwindet eine Sprache nach der anderen, doch das allgemeine Bewusstsein für das Problem ist gering. So mancher hält diese Reduzierung sogar für sehr praktisch. Das Reisen wird einfacher, die Business-Welt bequemer und die globale Verständigung praktikabler. Auf dem besten Weg, Weltsprache zu werden, ist Englisch. Etwa jeder Fünfte spricht die Sprache des Commonwealth und der Vereinigten Staaten. Eine solche Uniformierung sei aber nicht vorbehaltlos positiv zu bewerten, argumentiert Crystal. Denn mit dem Aussterben der sprachlichen Vielfalt stirbt auch jedes Mal ein Stück unseres Kulturerbes – endgültig und unwiederbringlich.

Red.

Ehe-Ideale

Wolfgang Gädeke: EHE – Sehnsucht, Idee, Wirklichkeit. 304 S., geb. DM 39,80. Verlag Urachhaus, Stuttgart 2000

»Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute«, so oder ähnlich enden Märchen. Und wir wissen: Jetzt haben Prinz und Prinzessin endlich nach Prüfungen und Hemmnissen zueinander gefunden, und zwar dauerhaft und unbezweifelbar. Das heißt, das Ziel, die Eheschließung, ist erreicht, und danach werden sie »glücklich und zufrieden bis an ihr Ende« leben. Jedenfalls im Märchen, das ja ganz gewiss nicht nur einfach die irdischen Verhältnisse abbildet.

Wer mit wachen Blicken durch das Leben geht, kann nicht übersehen, dass die Erfolgsquote unter realen Paaren ziemlich gering ist – also nichts mit »glücklich und zufrieden bis an ihr Ende«.

Und doch hofft jedes Paar, dass es ihm selbst

besser als anderen gelingen möge, dauerhaft mit einem Partner zusammenzuleben. Wenn man dem nachsinnt, warum einerseits die Hoffnungen am Anfang so groß sind, andererseits die Erfolge vielfach so wenig überzeugend, dann kann man über die Ehe als Lebensform ins Grübeln kommen.

Vielleicht sollten wir einmal die Zielsetzung gründlich ändern, so dass die Eheschließung nicht das Ende, sondern der Anfang gemeinsamer Taten, gemeinsamer Arbeit im Blick auf ein gemeinsames höheres Ziel wird. Darüber kann man nachdenken. Und genau dazu bietet Wolfgang Gädekes Buch reichlich Stoff. Die Leser können ihren Blick für diese Problematik der Ehe an den Darstellungen verschiedenster Modelle fürs Zusammenleben der Geschlechter schärfen: Gädeke schildert – durchaus komisch pointiert –, wie verschiedenste Tiere in »Ehe« und/oder Familie zusammenleben – oder eben auch nicht. Er gibt einen Überblick über Formen des ehelichen Zusammenlebens in diversen Zeiten und Kulturstufen der Menschheit. Da wird schnell deutlich: So selbstverständlich und natürlich wie in der Tierwelt ist unter Menschen eine Partnerschaft nicht zu erwarten. Allenfalls kann man es als natürlich und selbstverständlich bzw. unwillkürlich ansehen, wenn zwei Menschen sich in einander verlieben – »to fall in love« heißt es im Englischen treffenderweise. Aber das kennen wir wohl alle: Verliebt sein allein hält nicht allzu lange vor, das Hochgefühl ermattet. Also muss es mehr geben. Gädeke bietet Arbeitsmaterial an, sorgfältig aufgeschlüsselte Ergebnisse von Untersuchungen der soziologischen, der biologischen, der anthroposophischen Aspekte von Ehe, von Mann und Frau. Die gebotenen Darstellungen regen an, die eigenen Beobachtungen und Erfahrungen daneben (oder auch dagegen) zu stellen, eigene Vorstellungen und Gedanken zu entwickeln, Protest oder Ablehnung zu formulieren und letzten Endes zu größerer eigener Klarheit zu kommen.

Dass die Darlegungen ein Angebot sind und kein ideologisch unverrückbarer Klotz,

wird für mich besonders darin deutlich, dass Gädeke die Leser ermuntert, sein Buch *nicht* zu lesen; na ja, nicht ganz. Aber: »Wen die Frage, warum es Menschen in zweierlei Gestalt gibt, nicht interessiert oder wem die Schilderungen der Anthroposophie als spekulativ erscheinen, der möge ... auf S. ... weiterlesen«.

Wer wollte behaupten, es gäbe nicht genügend oder noch nichts Gutes auf dem Felde der Ratgeber oder der Beratungen zum Thema Ehe. Und doch nimmt dieses Buch eine wichtige, eine ganz besondere Stelle ein: Wenn sonst hauptsächlich das Augenmerk auf den achtsamen, den förderlichen Umgang der Partner miteinander gerichtet wird, so geht Gädeke noch einiges darüber hinaus: Er stellt die Frage nach dem Wozu?, nach dem (möglichen) Sinn einer Ehe heute. Das heißt, Gädeke regt die Leser an, eine Ehe-Idee ins Auge zu fassen. Ganz schön kühn. Aber vielleicht ist es gerade solch eine Kühnheit, die dafür gesorgt hat, dass von der ersten Auflage dieses Buches im ersten Jahr nach Erscheinen schon mehr als die Hälfte verkauft wurde. *Gerlinde Holland*

Lehrer fördern Sozialverhalten – aber wie?

Gustav Keller, Karlo Hafner: Soziales Lernen will gelernt sein. 95 S., kart. DM 24,80. Auer Verlag, Donauwörth 1999

Thomas Stöckli schließt seinen Aufsatz »Teamarbeit im pädagogischen Alltag« (»Erziehungskunst«, Heft 7/8 2001) mit dem Hinweis, dass auch schon Kinder in jüngeren Klassen großen Wert darauf legen, individuell angesprochen zu werden und möglichst viel allein tun zu dürfen. Die Lehrer wissen, wie schwer das in einer großen Gruppe von Schülern, wie eine Klasse sie darstellt, zu verwirklichen ist.

Das vorliegende Büchlein gibt Anregungen und Anleitungen für ein entsprechendes vielfältiges soziales Leben in der Klasse. Sie basieren auf den vielfältigen schulpсихologischen und schulpädagogischen Erfahrungen

gen und Erprobungen der beiden Autoren. Gustav Keller ist Schulpsychologe, Karlo Hafner Realschulrektor und Beratungslehrer. Beide Autoren arbeiten in der Schulentwicklung und Lehrerfortbildung.

Einleitend bekommt der Leser Grundinformationen zum sozialen Lernen, die folgende Bereiche umfassen:

- die Aneignung sozialer Verhaltensweisen und Fertigkeiten,
- die Bildung sozialer Einstellungen und Werthaltungen,
- die Übernahme sozialer Rollen.

Orte des sozialen Lernens werden aufgezählt und kurz beschrieben. Es ist wichtig, sich einmal klar zu machen, dass 52 Prozent der Kinder als Einzelkinder aufwachsen. Wen wundert es da noch, wenn in einer von den Autoren zitierten Untersuchung von Schülern das Zusammensein mit Gleichaltrigen zu den angenehmsten Merkmalen der Schule gezählt wird?

Jeder weiß, wie wichtig das Lob für Kinder, Jugendliche und auch Erwachsene ist. Da ist es erschreckend zu lesen, dass Alltagsstudien ergeben haben, dass dieses wichtige Mittel der Sozialerziehung wesentlich seltener angewandt wird als Tadel. 30 zu 70 Prozent beträgt das Verhältnis von Lob zu Tadel. »Wie ist das in meiner Erziehungspraxis?« – mag sich ein Lehrer oder ein Elternteil fragen!

Die Autoren geben einen interessanten Überblick über die »sozialmoralische Entwicklung« von Kindern und Jugendlichen, der als Hintergrundwissen für Lehrer und Eltern hilfreich sein kann.

Bevor einige typische Ursachen für gestörtes Sozialverhalten genannt werden, zitieren die Autoren Marie von Ebner-Eschenbach: »Was ein Kind tut, soll nicht als Handlung, sondern als ein Symptom (einer Ursache) aufgefasst werden.« Dieser Satz drückt die Haltung aus, mit der sie Entwicklungsverletzungen, aktuelle Entwicklungskrisen, Hirnfunktionsstörungen, aktuelle Familienprobleme, familiäre Erziehungsfehler, schulische Fehler und gesellschaftliche Einflüsse kurz beschreiben.

Die häufigsten schulischen Störungsbeiträge seien hier zitiert: »Mangel an Normverdeutlichung und Grenzziehung. Parallel hierzu lässt sich eine zweite Ursachenquelle erkennen: die Unfähigkeit eines Klassenteams oder eines Kollegiums zum pädagogischen Konsens. Das heißt, dass man sich nicht auf ein Minimum an Verhaltenserwartungen einigen will oder kann.«

Familiäre Erziehungsfehler sind, dass Eltern zu viel erlauben und die Kinder verwöhnen, dass Kinder sich selbst überlassen aufwachsen, dass zu enge Grenzen gesetzt werden und der Mangel an Zuwendung und Liebe.

Den weitaus größten Teil des Buches nimmt das Kapitel »Förderung des sozialen Lernens« ein. Anregend, wie die Klasse als zentraler Ort des Lernens betrachtet wird! Es werden Beispiele gegeben, wie ein Klassenkodex mit Schülern im entsprechenden Alter erarbeitet werden kann, wie Klassenkonferenzen dazu dienen können, Fachlehrer und Klassenlehrer zu gemeinsamen Zielen zu führen und wie diese erreicht werden können. Lehrer müssen nicht Einzelgänger oder Einzelkämpfer sein.

Einige elementare Regeln für den Umgang untereinander braucht jede Schule als allgemein anerkannte Orientierungsgröße. Dazu kommt das Zuhören- und Reden-Lernen, wobei überprüft werden muss, ob das bei frontal gegliederten Tischreihen gut gehen kann. An manchen Schulen gibt es Helfersysteme auf Klassen- und Schulebene (Patenklasse, Schüler einer höheren Klasse unterstützen Erstklässler in verschiedenen Situationen).

Jede Unterrichtsform bietet Möglichkeiten zum sozialen Lernen und muss im Zusammenhang mit den Unterrichtszielen gesehen werden. Wird das bei der Unterrichtsvorbereitung genügend bedacht? Lehrer sollten sich die Frage stellen, ob bei der immer noch häufigsten Unterrichtsform, dem Frontalunterricht (77 Prozent), wirklich mit Kopf, Herz und Hand gelernt wird. Lernen die Schüler zusammenzuarbeiten oder entwickeln sie diese Fähigkeit vor al-

lem im Verborgenen, beispielsweise beim Abschreiben während einer Klassenarbeit? Keller und Hafner schreiben, dass nur ein Lehrer, der selbst zur Kooperation bereit ist, diese Forderung an seine Schüler stellen kann und weiter: »Richtig verstandene Kooperation bedeutet für uns Kollegen:

- Arbeitersparnis,
- Arbeitserleichterung,
- mehr Vertrauen,
- gegenseitige Anerkennung und Wertschätzung.«

In dem dichten sozialen Beziehungsnetz einer Schule findet täglich Kommunikation der Schüler untereinander, der Schüler mit den Lehrern und der Erwachsenen untereinander statt. Immer wieder kommt es zu Störungen, Kränkungen, Missverständnissen. Die beiden Autoren beschreiben, wie Kommunikation erleichtert wird, wenn man an die verschiedenen Ebenen beim Sprechen denkt, wie Schulz von Thun sie mit seinen »4 Ohren« dargestellt hat.

Konflikte sind oft der natürliche Ausgangspunkt für soziales Lernen. Der Leser bekommt einige Hinweise, wie Konfliktgespräche konstruktiv geführt werden können. Auf Mediation wird Bezug genommen.

Aus dem Kapitel »Spiele und Übungen zum sozialen Lernen« könnte manches den sogenannten rhythmischen Teil eines Hauptunterrichts in der Mittelstufe beleben und viel Vergnügen in die Klasse bringen. Die Auswertung ließe Schlussfolgerungen für das soziale Verhalten in der Klasse zu. Sprechansätze für den Fremdsprachenunterricht in der Oberstufe sind ebenfalls dort zu finden sowie Übungen, die auf Elternabenden und Konferenzen eingesetzt werden könnten, um von einer Erfahrung her, die alle machen, in ein Thema einzusteigen.

Eine Reihe von Hinweisen für die Elternarbeit überhaupt, für das Erüben von sozialen Fähigkeiten in der Schülermitverantwortungsgruppe und für eine Schulentwicklungsarbeit schließen das Buch ab. Am Ende findet der Leser noch eine brauchbare Sammlung von Materialien für Spiele und

Übungen mit Schülern.

Das Buch der beiden Schulpraktiker, die mit ihren Kollegen Unterrichtspraxis reflektieren, kann Lehrern helfen, die eine oder andere Gewohnheit zu überdenken und ggf. zu ändern. Es kann auch diejenigen ermutigen, die auf dem Weg sind, neue Formen für das soziale Miteinander an ihrer Schule zu erproben.

Brigitte Pietschmann

Wurzelwerk der Gegenwartsmusik

Jean-Noël von der Weid: Die Musik des 20. Jahrhunderts. Vorwort von Mauricio Kagel. Aus dem Französischen von Andreas Ginhöld. 743 S., geb. DM 68,-. Insel Verlag, Frankfurt a.M./Leipzig 2001

Über Frühgeschichte gibt es Vermutungen und Hypothesen, manches bleibt im Dunkeln, gelegentlich kann ein Fund oder eine neue Datierungsmethode winzige Aufschlüsse über mögliche versunkene Kulturen geben. Für die Zeitgenossen des eben gerade angebrochenen 21. Jahrhunderts trifft ein leise verwandter Umstand zu, was die Berührung mit avanciertem musikalischen Kulturgut betrifft. Das verflossene Jahrhundert hat wohl bei seiner energischen Entwicklung zu große Fortschritte, einen zu weiten Vorsprung erlangt, so dass der Kontakt zum Mittelfeld in Mitleidenschaft geriet. Auf einmal war da eine verduzte Hörschaft und dort, weit, weit am Horizont, eine breite Fata Morgana mit Gewächsen unbegreiflicher Art bzw. einem dermaßen fortentwickelten musikalischen Vokabular, dass eine Verständigung nicht so recht gelingen will. Nun kann die Frage entstehen, wann denn für dieses Mittelfeld die Musik des 20. Jahrhundert so weit vertraut sein wird, dass eine rege Kommunikation entstehen kann? Die Grundströmungen der Gegenwartsmusik zu verstehen, zu genießen, zu lieben, setzt schon Zeitgenossen voraus, bei denen sich das 21. Jahrhundert in etwas mehr als bloß Handy- und Inter-

net-Routine, Fast-, Fun- und Easy-Kultur und dergleichen Accessoires auslebt. Unter der Glanzschicht neu scheinender Oberflächen stößt man dann auf weit vitalere Gewächse, deren Wurzelwerk mit längerfristiger Entwicklung, mit Zeitsignatur, mit existenziellen Zeitforderungen zu tun hat. Das Mark dieser Entwicklungsströme bietet sich nicht an wie »easy listening music«, sondern erfordert gleichermaßen Köpfe, Herzen, Hände!

Von Claude Debussy bis Wolfgang Rihm unternimmt es Jean-Noël von der Weid (*1944), die Musik des 20. Jahrhunderts zu umreißen. Er bietet ausführliche Analysen der maßstabsetzenden Komponisten, stellt mehr als 300 Komponisten aus aller Welt mit ihren Werken vor, behandelt nationale und internationale musikästhetische Fragen und Strömungen, beschreibt Techniken, Debatten und Tendenzen. Zu jedem einzelnen Kapitel stellen sowohl Bibliographie wie auch Diskographie und Videographie reiches Anschauungs- bzw. Anhörungsmaterial zusammen. Obwohl das Buch ursprünglich auf Französisch erschienen ist (1997), berücksichtigt die deutsche Ausgabe auch viele der wichtigen in deutscher Sprache verfassten Schriften, Aufnahmen und Videos. Dem behandelten Gegenstand entsprechend können somit z.B. Hörbeispiele gezielt aufgesucht und in die Lektüre einbezogen werden. Wenn auch die Anbieter selten über ein Sortiment an wirklich avancierter zeitgenössischer Musik verfügen, so sind doch einige Bibliotheken inzwischen soweit »nachgerüstet«, dass die Hörbeispiele wenigstens dort verfügbar sind. Der Umstand, dass zu neuerer Musik die Aufnahme selber als integraler Bestandteil dazugehört, bringt es mit sich, dass natürlich das Aufsuchen von Konzerten durch nichts zu ersetzen ist. Darin unterscheidet sich graduell die avancierte Musik von der anderen, technisch ohne weiteres vermarktbar, in ihrem Vokabular allerdings arg eingeschränkten Alltags-, Medien- und Konzertindus-triemusik. Damit sei auf das Phänomen hingewiesen, dass eine Musik-

kultur des Aufbruchs, der Entwicklung, des schöpferischen Einbeziehens des Hörers sich nicht mit bloßem Wiederhören, Wiedererkennen, Wiederbestätigen begnügen kann. Dieses Moment zeigt vielleicht am deutlichsten an, was hier unter avancierter Musik verstanden wird.

Bei der Vermittlung neuerer Musik spielt das Wort, die sprachliche Brückenbildung oft eine entscheidende Rolle. Ein Handicap bei dieser Annäherung bildet zuweilen der Jargon, in dem sich die Gemeindemitglieder der neueren Musik auszudrücken pflegen. Dabei stolpern einige gerne und ausdauernd über den Schatten ihres Nestors Theodor W. Adorno, dem hochbegabten Kompositionsschüler von Alban Berg, dem scharfzüngigen Autor der »Philosophie der neuen Musik«, dem Verfasser einer Schrift wie »Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie«. Im anzuzeigenden Buch gilt es über Jargonmarotten manchenorts Schritt für Schritt »zu zirkeln«, um den Weg nicht zu verfehlen. Das kann an einigen Stellen ermüdend wirken, doch ist das Buch ja insgesamt als Einführung und Nachschlagwerk angelegt, lässt also offen, einfach zu springen und den Faden an anderer Stelle aufzunehmen bzw. eine andere Route zu wählen.

Ein großartiger Kenntnishorizont und Prägnanz in der Charakterisierung von Musik und Musikschaffenden zeichnen den Duktus dieser Darstellung über weite Teile des Bandes aus. Seit Ulrich Dibelius' »Moderne Musik 1945-1985« hat kaum ein Autor es vermocht, eine so gut nachvollziehbare Fährte zu ziehen von einem noch halbwegs konventionellen MusikszENARIO zu den Anhöhen und Gebirgen einer wirklich avancierten zeitgenössischen Musik. Insofern sind von der Weids Darstellung viele Leser zu wünschen. Nicht zuletzt den Pädagogen können damit viele neue Fenster und Türen geöffnet werden zu mehr subkutanen kulturellen Strömungen. Dort, wo die schöpferischen Energien innerhalb der Entstehungsprozesse selbst liegen, liegen auch Nervenpunkte dessen, was latent

von Jugendlichen aufgespürt werden will. Was manche Technikfreaks im bloßen Materialfetischismus sogenannter neuer Medien abfackeln, enthält oft genug viel tiefere Anliegen, höhere Sehnsüchte, jedoch ohne die Möglichkeit der Artikulation derselben. In der Mannigfaltigkeit der Entwicklungen und Äußerungen neuer Musik lebt ein so breites Angebot an Sprachmitteln, denen wir uns annähern können, uns orientieren lernen und unseren Wortschatz im übertragenen Sinne gewaltig bereichern können. Darin steckt ein immenses pädagogisches Potenzial. Andererseits stehen wir als Pädagogen in der Verantwortung, jedem jungen Menschen Schlüssel mit auf seinen individuellen Lebensweg zu geben, Schlüssel zu verschiedenen sogenannten Kulturtechniken, auch Schlüssel zu Türen, die uns möglicherweise selbst nicht so weit zugänglich sind wie denjenigen, die sie einmal betreten und mit ganz eigener Auffassungsgabe und schöpferischen Umsetzungskräften erobern werden. Wer, wenn nicht die Schule, baut an einer Kultur der Zukunft?

Wir stiegen mit Frühgeschichte in diese Buchanzeige ein. Zeigt Geschichte nicht wieder und wieder, dass geschichtsbewegende Kräfte u. a. aus Gebieten genährt werden, die dem Vorsprachlichen, dem Nonverbalen angehören? Warum nicht gar der Musik die Konditionierung von Zukunftsfähigkeit zuschreiben? Lernen wir die antizipierenden Vokabeln der Musik unserer Zeit zu verstehen, so sind wir bildend an unserer sowie der Sprachfähigkeit unserer Zeit tätig und werden insofern unsererseits zu geschichtsbewegenden Faktoren: »Der schöpferische Geist, dynamisch und lebendig, einzigartig und unvorhersehbar, lehnt die von der staatlichen Gesetzgebung und den Zwängen der bürgerlichen Werte aufgenötigten Grenzen ab. Aber wenn der Staat auf Gewalt zurückgreift, um die freie Entwicklung dieses ›anormalen‹ spirituellen Elans zu behindern, beraubt er sich selbst eines Lebenselixiers ... Die Lust, zu bauen und schöpferisch tätig zu sein, dieser aufbauende Geist, ist der natürliche Gegenspieler des

Merkantilismus, des Geists der Zerlegung, des Todfeindes der Kunst.« In Anbetracht der pädagogisch orientierten Komponente dieser kurzen Buchanzeige sei dies Gropius-Zitat zum Schluss erlaubt, ausführlicher nachzulesen in von der Weids »Musik des 20. Jahrhunderts«, S. 71 f.

Stephan Ronner

Luftlautformen

Johanna F. Zinke: Luftlautformen sichtbar gemacht. Sprache als plastische Gestaltung in der Luft, hrsg. von Rainer Patzloff. 160 S., Ln. DM 78,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2001

Im Spätsommer 1962 geht die Kunsterzieherin Johanna Zinke in den Ruhestand. Die Anthroposophie war schon lange für ihr Leben in Dresden richtunggebend. Jetzt stößt sie beim Lesen in Steiners »Lauteurythmiekurs« auf eine Äußerung, die sie zu einer unermüdlichen Arbeit anregen wird: Jeder gesprochene Laut erzeuge in der Luft eine bestimmte Strömungsform, die man sichtbar machen könne. Im darauffolgenden Winter macht sie bei großer Kälte erste Versuche in dieser Richtung, indem sie einige Laute ins Gegenlicht aushaucht und sie fotografiert. Staunend betrachtet sie später diese ersten »Hauchaufnahmen« – und es beginnt eine fast dreißig Jahre dauernde Forschungstätigkeit. Dabei lässt sie sich von zwei Fragen leiten: »Kann man am Beispiel der Luftlautströmungen erkennen, wie Geistiges in die physische Welt eingreift?« Und: »Kann man durch ein Studium dieser Formen eine konkrete Vorstellung vom Bildekräfteleib des Menschen erhalten?«

Zunächst gilt es jedoch, gute und aussagekräftige Aufnahmen der Luftlautformen zu bekommen. Mit den sog. »Rauchaufnahmen« erzielt sie schließlich die besten Ergebnisse; diese Abbildungen zeigen sehr differenziert ausgestaltete Formen. Dafür atmet ein Sprecher Zigarettenrauch ein und spricht dann einzelne Laute aus. Zunächst macht J. Zinke Einzelfotografien, später mit

einem Lauffilm Bildfolgen mit einer sehr schnellen Frequenz von 32 Bildern/sec., bei einer Belichtungszeit von 1/1450 s! Mit den Bildreihen dieser Aufnahmen kann der Betrachter den Werdeprozess einer Luftlautform vom ersten Entstehungsmoment über den charakteristischen Höhepunkt seiner Ausgestaltung bis zur Auflösung verfolgen. Da ist z.B. das gesprochene O zuerst eine Kugel, wird zur Walze, die Walze bekommt Wirbel und löst sich dann vom Sprecher als eine Art Ringform ab. Den fotografischen Abbildungen fehlt freilich die räumliche Dimension, die der Form eigen ist. Insofern sind die Ablichtungen nur Hinweise auf Raumgebilde. Auch muss man beim Anschauen die Übergänge zwischen den einzelnen Aufnahmen innerlich selbst ergänzen; damit tastet sich der Betrachter aber an die geheimnisvolle Bildekräftenatur der Laute heran – er vollzieht die Formgestaltung mit. Viele Formen, besonders die der Blaselaute, sind sehr unbestimmt und muten einen fremd und sonderbar an; andere sind eigentümlich und einprägsam ausgestaltet: Das D zeigt eine Hufeisenform, das L hat Formen wie noch eingerollte Farnblätter, das M ist ein rüsselartiges Gebilde.

J. Zinke prägt ihr Lebensthema ins Künstlerische aus und fertigt feine Zeichnungen nach den Fotos an. Mit den physikalischen Grundlagen für die Arbeit und vor allem mit einer umfangreichen Kamera-Apparatur macht sie sich zusätzlich vertraut. Zu einer wissenschaftlichen Verifikation ihres Ausgangspunktes, dass die Formen Hinweise darauf geben, wie Geistiges in die physische Welt eingreift, kommt sie nicht. Einen wesentlichen Beitrag dazu gibt der befreundete Armin J. Husemann, der, neben anderen Autoren, einen Artikel zu dem Band beisteuert. Vor allem seine jetzt noch andauernden Untersuchungen in der Filderklinik mit dem Doppler-Ultraschallgerät erbringen Nachweise darüber, wie sich sprachliche Vorgänge auf den menschlichen Organismus auswirken. Dabei kann man feststellen, wie unterschiedlich jeder gesprochene Laut sich im venösen Blutstrom

manifestiert. Husemann entdeckt verschiedene »Lautformen der Sprache im Blut« und zeigt damit einen Aspekt auf, wie »das Ich durch das Wort die Stoffwechselprozesse des Blutes ergreift.«

J. Zinke hat sich auch mit Linguistik und Phonetik auseinandergesetzt. Insofern konnte sie die Lautfolge der Eurythmie – von der sie doch grundsätzlich ausging – um einige Nuancen ergänzen: Sie unterscheidet beim S ein stimmhaftes [z], wie in »Sonne«, und ein stimmloses [s], wie in »Haus«, die auch sehr unterschiedliche Formen haben; ebenso hat das CH zwei verschiedene Formen, eine von dem weichen Laut [ç], wie in »Ich«, eine andere von dem harten Laut CH, wie in »Rauch«. Bei C und Z schleichen sich dann allerdings Fehler ein: J. Zinke findet für sie zwei unterschiedliche Formen, wie die *Buchstaben* (und die eurythmischen Laute!) auch vermuten lassen. Sie spricht das Z als [ts] und das C als [dz] aus. Letzteres bringt einen sehr ins Stutzen und erklärt sich nur so, dass sie es im Dresdner, im sächsischen Dialekt ausspricht! Der *Lautwert* der beiden ist aber ein und derselbe, nämlich [ts], was kein eigener Laut ist, sondern eine Lautverbindung, eine Affrikata. Man kann weiterhin, wenn man sich eingehender mit der Phonetik befasst, bemerken, dass J. Zinke den schönen und eigenständigen Gaumenlaut NG, wie in »Engel«, vergessen hat, andererseits ein halbvokalisches W [w] und ein X [ks], welche es im Deutschen nicht gibt, anführt. Damit hat die Arbeit einige Mängel. Mit ihr liegen aber jetzt erstmals J. Zinkes eigenständige Forschungen als Ganzes vor – das Buch gehört als ein Grundlagenwerk in die Hände all derjenigen, die die verborgene Natur der Sprache erkunden wollen.

Daniel Hartmann

Jiddische Lieder

Fritz Mordechai Kaufmann: Die schönsten Lieder der Ostjuden – Siebenundvierzig ausgewählte Volkslieder. Ausgabe mit Notensatz. 200 S., Pb. DM 36,-. Bestel-

lungen: Achims Verlag, Im Ährenfeld 34, 34295 Edermünde, Tel. 05665-6207 oder 06442-927538

Durch Zufall stieß ich bei meinen Studien auf die Liedersammlung »Die schönsten Lieder der Ostjuden« von Fritz Mordechai Kaufmann. Was mich daran faszinierte, war sowohl die Art der Zusammenstellung als auch die hier gewählte Transkription aus dem Jiddisch-Hebräischen. Die für diesen Band von Kaufmann gewählten Texte und Melodien sind nämlich im Gegensatz zu den später publizierten Fassungen dem Volk abgelauscht. Das heißt, er hat hier die ursprünglichsten Fassungen in der volksnahen Form veröffentlicht.

Des Weiteren enthält dieser Band Texte und Melodien, die nie wieder veröffentlicht wurden. Sei es wegen des Anteils tief religiöser ostjüdischer Liedkultur, sei es, weil diese Sammlung wegen ihrer fehlenden hochdeutschen Übertragung in Vergessenheit geraten war, jedenfalls taucht die überwiegende Mehrzahl der hier zur Verfügung gestellten Melodien und Texte in den Nachkriegsveröffentlichungen mit jiddischem Liedgut nicht wieder auf. Auch die Transkription, die Kaufmann hier vornimmt, ist bedeutsam. Beispielsweise wählt er für die im polnischen Jiddisch gegenüber dem litauischen Jiddisch unterschiedliche Aussprache Sonderzeichen, die es mit der von ihm beigefügten Erläuterung ermöglichen, sowohl die polnische als auch die litauische Les- und Singart wahlweise zu nutzen. Kaufmann richtete sich mit seinem Buch ursprünglich an die assimilierten Juden in Deutschland, um diesen das kulturelle Gut der ostjüdischen Bevölkerung und der jüdischen Einwanderer aus dem Osten nahe zu bringen. Daher sind seine Anmerkungen für heutige deutsche Leser nicht mehr ausreichend. Das war der Grund, weshalb der Sänger jiddischer Lieder, Karsten Troyke, und ich uns dazu entschlossen, diese Ausgabe mit ergänzenden Anmerkungen zu versehen wie auch eine wörtliche neuhochdeutsche Übertragung beizufügen. Auf eine Nachdichtung wurde verzichtet, weil

es nicht darum geht, irgendetwas dem Jiddischen Ähnliches zu produzieren, sondern das Ursprüngliche des Ostjüdischen wieder zugänglich zu machen. Einleitend steht ein Aufsatz von Kaufmann mit dem Titel »Das jüdische Volkslied«, welcher den Stand der Sammlung ostjüdischen Liedgutes im Jahre der Herausgabe der hier nun erneut vorliegenden Sammlung dokumentiert.

Kaufmann, der von 1888 bis 1921 lebte und dessen hier vorliegendes Buch nun eine Neuauflage erlebt, war selbst bemüht, die Eingliederung ostjüdischer Einwanderer in Deutschland zu unterstützen. Durch die hierbei entstehenden Kontakte war es ihm in besonderer Weise möglich, Zugriff auf die damals schon im Schwinden begriffenen ostjüdischen Volksliedweisen zu erhalten. Das Unheil, das das deutsche Volk im Nationalsozialismus auch über die Ostjuden in Polen und im Baltikum gebracht hat, führte zum nahezu endgültigen Aussterben jahrhundertealter kultureller Traditionen.

Achim Freudenstein

Schicksalsfäden

Ebba Wulf: Vom König Nein und Prinzessin Ja. Erzählungen mit Bildern und Zeichnungen von Marie-Laure Viriot. 32 S., geb. DM 24,-. Mellinger Verlag, Stuttgart 1998

Bei einem Besuch im hiesigen Kindergarten stieß ich auf das Buch, dessen Geschichten die heute in Australien lebende Kindergärtnerin Ebba Wulff geschrieben hat. Es ist offensichtlich zum Vorlesen für kleinere Kinder gedacht. Dafür sind sie – sei es nun im Kindergarten oder auf Großmutterns Sofa – bestens geeignet; sie erinnern mich in ihrem moralisch-humorvollen Duktus ein wenig an die »sinnigen Geschichten«, die Rudolf Steiner für die unteren Klassen empfohlen hat: auf freilassende Art typische Szenen so zu schildern, dass das Kind seine Folgerungen in bildhafter Weise selber daraus ziehen kann. Ein anspruchsloses Geschenk (in dessen Illustrationen der Blick des Vorlesers samt dem zuhörenden Kinde gerne spazieren geht) und gut geeignet, einen Quengel

geist abzulenken. Frank Hörtreiter

Baby-Ratgeber

Rudolf Bind / Tilman Feuchtinger: Was Babys wirklich brauchen. 104 S., kart. DM 24,80. Reihe »aethera« im Verlag Freies Geistesleben & Urachhaus, Stuttgart 2000

Der Anfang eines neuen Erdenlebens ist sowohl für die Eltern wie für das neugeborene Kind etwas Wunderbares und zugleich etwas so Neues, dass viele Fragen auftauchen. Wie soll das Kind gewickelt, getragen, ernährt und getröstet werden? Welche Entwicklungsschritte tut es? Wie erlebt es die Welt? Was ist zu tun, wenn es endlos schreit oder nicht durchschläft? Erste Antworten gibt der Ratgeber »Was Babys wirklich brauchen – Praktische Tipps für die ersten Lebensmonate«, der in der aethera-Reihe erschienen ist. Kurz und einfach versuchen die Autoren die elementarsten Informationen zu vermitteln und umrahmen sie mit vielen Illustrationen und literarischen Texten, die das Erleben kleiner Kinder beschreiben. Bei der Fülle der angesprochenen Themen kann vieles nur angerissen und mit einem Literaturhinweis versehen werden. Als Vorbereitung und zur Einstimmung auf ein Baby kann es so ein erster Anfang sein für ein gutes Miteinander von Eltern und Kindern.

Ulrike Schmoller

Bedrückende Flucht

Mathias Riepe: Flucht aus der Alten Stadt. 221 S., geb. DM 26,90. Elefanten Press, München 1999

Hatten Sie auch ein Lieblingsbuch? Ich meine eines, das Sie in ihrer Jugendzeit immer wieder hervorholten und sich dann hinausführen ließen in eine andere Welt. Eine bunte Welt stieg vor uns auf: fremde Länder, mächtige Bergwelten, unendliche Meeresweiten oder stille geheimnisvolle Gärten, düstere Schlösser und Burgen, einsame Hütten.

Zu Herzen gehende Schicksale berührten

unsere jungen Seelen, wir bestanden mit unseren Helden aufregende Abenteuer und fieberten einem glücklichen Ende entgegen. Immer war es schade, wenn die letzte Seite uns zurückentließ ins echte Leben.

Mit diesen »Klassikern« beschenken und beschenken wir noch heute unsere Kinder und Jugendlichen. Diese werden inzwischen täglich beeindruckt durch die verschiedenartigsten Medien mit einer Fülle spannend und unterhaltsam aufbereiteter Information aus Naturwissenschaft, Technik, Politik und Geschichte.

Wie könnte nun ein Jugendbuch aussehen, in dem sich sowohl die Zeitlosigkeit des »Klassikers« als auch die Aktualität unserer Welt wiederfinden lässt?

Mathias Riepe bietet uns sein Buch »Flucht aus der Alten Stadt« an. Der Titel verspricht Abenteuer. Erzählt wird die Flucht eines Jungen aus einem vom Bürgerkrieg gezeichneten Land zu seinem Vater, der als Journalist und Dissident im Exil lebt.

Thematisch sehr aktuell und auch geographisch naheliegend errahnt der tagespolitisch kundige Leser den Balkan als Ort der Handlung. Der Autor allerdings baut gleich zu Beginn ein eigenartiges Spannungsfeld auf, das sich bis zum Schluss nicht auflöst: Einerseits beeindruckt er mit einer außergewöhnlich realistischen Erzählweise, sprachlich gewandt und überaus bildhaft, soweit es um die Reisestationen des Jungen Dani geht. Andererseits schaffen seine sehr allgemein und ungenau gehaltenen Andeutungen eine schemenhafte Gegenseite, die das Geschehen wie eine schwarze Wolke umgibt, namenlos, böse und undifferenziert. Nichtssagende Bezeichnungen für die Örtlichkeiten: »Alte Stadt«, »Nordland«, »Umkämpfte Stadt« verbieten einen Realitätsbezug. Daneben werden die Gestalten der Gegenseite ausgesprochen stark emotional angesetzt: die »Anderen«, der »Knochige« als Phantom, als Inkarnation des Bösen, »schreckliche Spinne«, »das Leben soll sich erschöpfen«.

Sichtbar und mit Namen versehen werden die Helfer des Jungen – Menschen, die ihn

weiterreichen auf dem Weg nach draußen. Sie selbst aber verharren alle auf ihrem Platz. Ihre Geschichten, die sie dem Jungen erzählen, werden nach und nach zur Geschichte des vom Krieg gebeutelten Landes.

Diese »gute Seite« lebt in ständiger Angst, hat gelernt, sich anzupassen und gegenseitig zu stützen. Da ist Hando, der die Reise einleitet, Andrea und Enno, die waghalsigen Bootsführer, Clara, die Künstlerin und Puppenspielerin, die den Menschen Bilder gegen Bomben geben will, um sie an die Schönheit der Welt zu erinnern, da ist Alla, die Zahnärztin, Nachfahrin einer der ältesten und vornehmsten Familien, die nicht aufgeben will zu helfen, ihr Sohn Rovad, der Maler, der seine traumatischen Kindheitserinnerungen künstlerisch verarbeitet, da ist Antun, aus der Generation der Bergbauern, dessen Glaube an die Kraft der Natur und das Gute im Menschen auch durch den Anblick der zerschossenen Dörfer und das Wissen um die Gewalt des wiederkehrenden Bösen nicht untergeht.

Es sind weitausholende, fast apokalyptische Erzählungen von sich übertreffenden Gräueltaten, die dem ahnungslosen Jungen und dem Leser zugemutet werden. Dani selbst kann nur zuhören und den Anweisungen folgen, die ihn weiterführen. Das Aussprechen dieser Erinnerungen mag die Betroffenen entlasten, den Leser belasten sie, auch in ihrer monologisch gehaltenen Fülle. Zudem hemmen sie zuweilen sehr den Fortlauf der Handlung in ihrem stark moralisch-belehrenden Ton.

Dann, wieder außerordentlich eindrucksvoll, befreiend authentisch und spannend, liest sich der wohl schönste Teil, etwa in der Mitte des Buches. Dani wird selbst gefordert auf dem gefährvollen Weg mit den wagemutigen Mehlsackträgern in die »Umkämpfte Stadt«.

Da erfüllt das Buch wirklich die Erwartungen, die der Titel verspricht: Abenteuer. Die Gestalten werden lebendig, Dani wird Teil des Geschehens, das durch eingestreute Berichte nicht zerredet wird.

Die Erwartung des guten Endes verlässt

den Leser nicht in diesem Buch, auch nicht eine gewisse Spannung auf weiten Strecken. Die Botschaft am Ende bleibt etwas abstrakt: Durch das Niederschreiben der Flucht des Kindes soll die Welt der Bösen ins Licht der Öffentlichkeit gezerrt werden. Der Vater will sie beweisen, »die Macht der Feder über das Schwert«. Auch hier mehr Belehrung als Neues über die Mission, die in die Flucht des Jungen hineingeheimnisst war. Damit erfüllt dieses Buch in sich sozusagen Sinn und Zweck, der Held wird nur als Mittel gebraucht. Damit erklärt sich für mich auch, warum trotz der bildhaften Sprache und wunderbar plastischen Erzählweise ein Schatten der Traurigkeit und eine beklemmende Hilflosigkeit zurückbleibt.

Das Bemühen des Autors, ein tiefgründiges, zeitgenössisches Jugendbuch zu schreiben, ist allgegenwärtig. Sogar märchenhafte Elemente wie die vielen Helfer und die sieben durchwanderten Nächte finden sich. Der Satz: »Aber es klang nicht sehr hoffnungsvoll«, der Dani beim Zuhören der traurigen Schicksale durch den Sinn geht, gibt auch meinen Eindruck wieder. Ich persönlich habe den befreienden Humor vermisst, der die melancholische Wolke, die Angst und das Hoffen zu einer etwas leichter verdaulichen Kost für Jugendliche machen könnte. Die Hauptfigur gibt wenig Möglichkeit zur Identifikation, da sie charakterlich eher farblos bleibt.

Nun, ich habe das Buch als Erwachsene gelesen und an meinen Jugendbucheinfahrungen gemessen, wie anfangs beschrieben. Heute mag ein solches Buch Jugendliche, die schon etwas vertrauter sind mit den Tagesereignissen unserer Welt, vielleicht berühren, sie werden Kriegsberichte anders wahrnehmen. Der Autor, ein Waldorflehrer, hat es auf dem Hintergrund eigener Beobachtungen in einer Krisenregion geschrieben.

*Ursula Hof-
richter*

Monty Roberts – eine Biographie

Monty Roberts: Der mit den Pferden spricht. 384 S., Tb. DM 19,90. Lübbe Verlagsgruppe, Bergisch Gladbach 1997, und: *Shy Boy – Gespräche mit einem Mustang.* 240 S., Tb. DM 19,90. Lübbe Verlagsgruppe, Bergisch Gladbach 1998

Das Buch von Monty Roberts ist zwar schon 1997 erschienen, verdient aber eine nochmalige Würdigung, jetzt unter pädagogischen Gesichtspunkten.

Im Fernsehen kam damals ein kurzer Ausschnitt, der Monty Roberts bei seiner Arbeit mit einem Pferd zeigte. Die Szene wirkte durch ihre stille, eindringliche Gestik so unmittelbar, das Motiv der Kommunikation, des freiwilligen, liebevollen Lehrens und Lernens war untergründig so überzeugend spürbar, dass mein pädagogischer Sinn angesprochen wurde und ich mir das Buch, obwohl kein Pferdeliebhaber, sofort besorgte. Der Titel lautet übrigens im Original »The Man Who Listens To Horses«, also der, der den Pferden zuhört. Die deutsche Ausgabe heißt dann »Der mit den Pferden spricht« – ein sinniger Unterschied!

Mancher mag jetzt vielleicht an den »Pferdeflüsterer« denken. Monty Roberts ist der echte »Pferdeflüsterer«. Der später erschienene Film mit Robert Redford hatte als Vorlage eine andere Novelle, die eigentlich gar nichts mit dem Lebenswerk, dem Wirken und vor allem der überaus spannenden Jugend von Monty zu tun hatte.

Diese sehr lebensvolle, plastisch und mitreißend geschilderte Jugendzeit hat ihre pädagogische Vorleseprobe als Abendlektüre auf Klassenfahrten und im Französischunterricht als Begleitlektüre zu der zauberhaften Wildpferderzählung aus der Camargue »Crin Blanc« schon erfolgreich bestanden. Gerade auch für Jungen! Es geht eben nicht nur um Pferde, sondern um heitere und ernste Erlebnisse einer harten, aber lehrreichen Kindheit und Jugend, um Befreiung aus väterlichem Zwang, um das Suchen

und Finden der eigenen Lebensziele. Und im Zentrum dieser Lebensziele steht eine Entdeckung, die ich zu den ganz großen Entdeckungen des 20. Jahrhunderts zählen möchte, ermöglicht durch eine seelische Sensibilisierung (Jahrhundertmitte!), ein liebevolles Beobachten und Eingehen auf das Wesen, eine Haltung, die eigentlich mit Fug und Recht christlich zu nennen ist: die Entdeckung der Sprache der Pferde, des Bruders Tier.

Monty wird 1935 in Salinas, einer kalifornischen Kleinstadt geboren. Sein Vater ist Manager eines großen städtischen Rodeogeländes, auf dem er 800 Pferdeboxen und eine Arena für 20.000 Zuschauer bauen lässt. Außerdem geben Vater und Mutter in der familieneigenen großen Reitschule Unterricht, denn jedes Kind in Salinas bekam von der städtischen Schule aus Reitunterricht. Schon vor Vollendung des ersten Lebensjahres sitzt Monty vorne bei der Mutter oft stundenlang im Sattel und ist bald mit allem vertraut. Mit zwei Jahren bekommt Monty sein eigenes Pferd, »Ginger«, welches jahrelange Erfahrung in allen Cowboy-Disziplinen hatte und von dem das Kind vieles lernte. Der Vater bemerkt bald die überdurchschnittlichen reiterlichen Fähigkeiten des Jungen und hat ehrgeizige Ziele. Mit drei Jahren muss Monty trainieren und nimmt von da an regelmäßig an Turnieren teil. Später wird er viele Pokale gewinnen und zu den erfolgreichsten und berühmtesten Reitern in den verschiedenen Westerndisziplinen gehören. Mit fünf Jahren steigt er als Double von Kinderstars in das Filmgeschäft ein, später wird er mit James Dean zusammen arbeiten. Bei allen Pferdeauktionen begleitet Monty seinen Vater. Er wird schon als Kind ein »Spezialist« für schwierige, widerspenstige oder auch verdorbene Pferde, die er durch genaue Beobachtung, durch inneres Zuhören verstehen lernt, so dass er mit ihnen mühelos umgehen und der Vater sie zu einem hohen Preis weiterverkaufen kann. »Ein guter Trainer kann hören, was ein Pferd zu ihm sagt. Ein großer Trainer versteht sogar sein Flüstern« (S. 34).

Damals war allerdings die auch von seinem Vater praktizierte Methode des »Aussackens« allgemein üblich, um wilde Pferde einzureiten oder für die verschiedenen Rodeoarten zu dressieren. Immer sechs Pferde wurden zusammen behandelt und mit brutalsten Mitteln gebrochen, gefügig gemacht. Diese für den siebenjährigen Monty besonders grausame und abschreckende Prozedur dauerte jeweils etwa drei Wochen. Als der Vater dem Jungen endlich diese zum Handwerkszeug eines Pferdezüchters zählende Technik beibringen will, bittet der Sohn inständig um drei Tage Zeit, damit er das Tier erst einmal besser kennen lernen könne. Als er dann entdeckt, dass ihm das Pferd bald freiwillig folgt, zeigt er dem Vater das Ergebnis und erntet eine harte Prügelstrafe für solch ein unsinniges Unternehmen. Monty weiß aber, dass er eine andere Art sucht, mit den Tieren umzugehen. Weitere Begegnungen mit dem Trainer Farrel Jones, der Rennpferde ohne Druck auf das schnelle Starten aus einer Box dressiert, bestätigen den Jungen, aber er wird vorsichtig und spricht mit niemandem aus seiner verständnislosen Umgebung darüber. »Farrels Beispiel war mir eine Lektion, die mein künftiges Denken prägen sollte: Man darf einem Pferd niemals befehlen *Du musst*, sondern muss es dazu bewegen, seine Leistungen freiwillig zu erbringen: *Ich möchte gerne, dass du ...*« (S. 56).

Während des Zweiten Weltkrieges wird das Rodeogelände von Salinas zum Internierungslager für japanische Gefangene, und Vater Roberts nimmt eine Stellung als Polizist in der Stadt an. 1943 wird er zu einem Raubüberfall in eine Bar gerufen, und Monty, auf der Rückbank des Wagens kauern, erlebt den Vater als starken, mutigen, aber auch Menschen gegenüber grausamen Gesetzeshüter: »Es gibt kaum ein Geschehen in meinem Leben, das mich und meinen Umgang mit Pferden so stark geprägt hat wie jenes Ereignis im Jahre 1943 – und dies, obwohl dabei kein einziges Pferd eine Rolle spielte. Man könnte sogar sagen, dass ich 1943, im Alter von acht Jahren, geboren

wurde (im neunten Lebensjahr!) und vor jenem Tag ein gänzlich anderer Mensch gewesen war« (S. 45).

Mit neun Jahren hört Monty von seinem Onkel Geschichten über die indianische Großmutter, die Cherokee-Vorfahren und deren Methode, wilde Pferde zu fangen. Die Indianer nutzten eine Art Jo-Jo-Effekt bei den Tieren (auch bei Hirschen, Antilopen und Bisons): Verfolgte man die Herden in einigem Abstand mehrere Tage und drehte dann um, so folgten die Tiere freiwillig, und man konnte sie in geschickt angelegten Corrals einfangen.

Mit 13 Jahren dann kam Monty zum ersten Mal in die Sierra Nevada, um 150 wilde Mustangs für einen Rodeo-Unternehmer zu fangen. Er nutzte die Zeit, um die Herden genau zu beobachten und Tag und Nacht ihr Verhalten mit dem Feldstecher zu studieren. So entdeckte er die »Sprache«, mit der die Leitstute ungezogene Hengste aus der Herde vertrieb, fernhielt und nach Tagen auch wieder integrierte. Körperstellung, Blickkontakt, Demutsgesten, all das entpuppte sich als Elemente einer spezifischen, genau festgelegten »Sprache« dieser Tiere.

Ein Jahr später war Monty mit seinem Bruder selbstständig für die Fangaktion verantwortlich. In drei Wochen hatten sie 500 wilde Mustangs beisammen. Nach den Rodeo-Veranstaltungen bekam Monty etwa 80 Tiere und schaffte es zusammen mit seinem Bruder, sie in kürzester Zeit nach seiner neuen Methode, dem »Join-Up«, zuzureiten und weiter zu verkaufen. Aber immer noch glauben ihm die Erwachsenen nicht. Für sie ist es nicht vorstellbar, dass man in knapp einer halben Stunde ein Pferd mit nichts als Gesten und Blickkontakt an Halfter, Sattel und Reiter gewöhnen kann, so dass das Pferd freiwillig mit dem Menschen zusammenarbeitet.

Bei der Familie Roberts gehen nach dem Krieg die Arbeit, das Training und die Turniere vor, so dass der Schulbesuch auf ein Minimum reduziert wird. Der Tag beginnt um 5 Uhr mit Stallarbeit und ist nachmittags

mit Reiten gefüllt. Oft ist Monty an Wochenenden mit Vater, Pferd und einer Hauslehrerin in einem Eisenbahnwagen unterwegs, der sie zu den verschiedenen Turnierorten bringt. Dennoch verlangt sein Vater beste Leistungen. Er hat Monty immer bis an die Grenzen und darüber hinaus gefordert.

1965, nach vielen Versuchen und herben Enttäuschungen, nach harten Jobs, aber auch nach vielen Erfolgen als Reiter und Pferdeausbilder gründet Monty Roberts zusammen mit seiner Frau Pat die eigene »Flag Is Up« Farm in Solvang, Kalifornien. Die Pferdesprache, von ihm »Equus« genannt, ist erprobt, beschrieben und wird von den Pferden auf der ganzen Welt verstanden. Sie ist auch lernbar und lehrbar. Monty tritt öffentlich auf, demonstriert sein »Join-Up« und wird oft auch zu schwierigen, kranken Pferden gerufen, und es gelingt ihm immer, durch genaue Beobachtung und Einfühlungsvermögen den Tieren zu helfen, wobei er gelernt hat, nicht auf das zu hören, was die Besitzer erzählen, sondern sich ganz auf seine Beobachtungen zu verlassen.

1989 wird er zur Queen eingeladen und kann seine neue Methode an vielen Orten in England öffentlich und mit besonders schwierigen Pferden demonstrieren. Der Durchbruch ist auch in Europa geschafft.

Im Jahre 1997 erfüllt sich dann noch ein langgehegter Wunsch, wovon das zweite Buch »Shy Boy – Gespräche mit einem Mustang« erzählt. Monty möchte beweisen, dass es möglich ist, in freier Wildbahn das »Join-Up« mit einem wilden Mustang durchzuführen. Der 62-Jährige gewinnt ein englisches Fernsehteam und geht nach Nevada. Das Buch erzählt mit wunderschönen Aufnahmen von diesem gelungenen Versuch.

Erfüllt und begeistert habe ich diese Bücher wieder aus der Hand gelegt. Erfüllt von der Menschlichkeit, die aus den Beschreibungen und Gedanken spricht, begeistert von der Liebe zu den Tieren, von der Liebe zur Ar-

beit, von dem Willen, sich für ein erkanntes Lebensziel unermüdlich einzusetzen. Und ganz untergründig meine ich zu ahnen, wie so ein Leben etwas mit dem Anliegen der Erziehungskunst unserer Waldorfschule zu tun hat. Möge diese Biographie bei vielen Kindern und Jugendlichen Interesse finden, für Erziehende und Pädagogen ist sie eine Fundgrube. *Siegmond Baldszun*

Schule und Wirtschaft – von einander lernen

Mit dem Kongress »Schule und Arbeitswelt ... wenn Veränderung Schule macht« trat *perpetuum novile* im Oktober 2000 an die Öffentlichkeit, um damit der Idee einer Zusammenarbeit von Schule und Wirtschaft Raum zu schaffen und den bereits vorhandenen Aktivitäten einen Marktplatz zur Anbahnung und Vertiefung von Kooperationen zu geben. Schüler, Lehrer und Unternehmer haben von dieser Möglichkeit regen Gebrauch gemacht. Die Idee der Sache selbst und die Projekte dieser Tagung sind in einer Dokumentation zusammengefasst. Die Broschüre für DM 15,- + Porto und weitere Informationen gibt es bei: *perpetuum novile*, Rüdiger Iwan, In den Breitwiesen 22, D-74523 Schwäbisch Hall, Tel. 0791-8565215, Fax 0791-8565216, E-Mail: perpetuum.novile@t-online.de

Neue Literatur

Flensburger Hefte: Eurythmie. Aufbruch oder Ende einer jungen Kunst? Heft II/2001, Nr. 73. 204 S., kart. DM 28,-. Flensburger Hefte Verlag, Flensburg

Evelyne Guilloto: Exercices d'art de la parole. 300 S., 27,50 €. Académie d'art de la parole, 3, rue des Chênes, F-78110 Le Vésinet

Markus Treichler: Der überforderte Mensch – chronisch müde – erschöpft – ausgebrannt. 81 S., kart. DM 16,80. Amthor Verlag, Heidenheim